

getrieben zu subjektivem Ruf nach beiden Seiten. »Wir sind Hierarchisten«. So mündet das Buch schließlich in selbstgesetzte »Aphorismen« als »die philosophischste Gattung der Sprachkunst, die ‚abgegrenzte‘, die ‚abgetrennte‘ – die erwählte« (180), – die aber dann sachliche Einzelbeiträge zu den Ausführungen des Hauptteils des Buches sind.

E. Przywara S. J.

Einfamkeit und Tod. Von Hans Eduard Hengstenberg. kl. 8^o (159 S.) Regensburg 1938, Friedrich Pustet. M 2.80

Das Buch ist tatsächlich (wenn auch nicht ausgesprochen) der Versuch, zwei Geisteslinien unserer Gegenwart zu vereinigen. Die eine ist die Existential-Philosophie, die das Dasein vom Tod her sieht: Simmel (Tod als innerste Form des Lebens), Rilke (Tod als gesammelte Frucht des Lebens), Jaspers (Scheitern als die eigentliche »Chiffre des Seins«), Heidegger (Dasein als »Sein zum Tode« und »je im Nichts«, aber eben so gerade demiurgisch schöpferisch). Die andere Linie ist die Theologie einer Seins=Mystik des Seins in Christo: mit einer Vor-Betonung des persönlichen Durchlebens oder mit einer Vor-Betonung objektiver Intelligibilität (nach Art der Alexandriner). Hengstenberg nimmt deutlich seine Grund-Anregungen aus der ersten Linie (am stärksten von Rilke her), will sie aber dann aus ihrer immanentistischen Richtung befreien durch energische Betonung der zweiten Linie. Er behält auch ohne Zweifel eine letzte Distanz zu beiden Linien: da er die Nüchternheit des »Gehorsams« (43) und der »Demut« (15 ff.) und die Erwählung des »Schwachen« zum »Schöpfungsbereiten Grund für eine besondere Verherrlichung Gottes« (153) betont, – gegen die Auserwähltheits-Note in beiden obigen Linien. Aber dann ist das Verführerische der »Mystik« in diesen beiden Linien doch zu stark, als daß das Buch nicht selten abglitte in eine Erlesung des sachlich ernststen und stillen »Realismus« des Todes (wie Hengstenberg selber sieht: 129) durch den bald nach Rilke hin bald nach den Alexandrinern hin schillernen Satz von der »Mystik« des Todes (37–56–108) gegenüber dem »ungenialen« Tod (45) des »kleinen Todes« und des »Massetodes« (119). Hengstenberg wehrt sich gewiß gegen den subjektiven Immanentismus der ersten Linie mit der Grundlehre der zweiten Linie: »nicht durch willens-

mäßige Aufschwünge, auch nicht durch intellektuelle Annäherung an ein selbstgemachtes Ideal, sondern einzig und allein durch Zuwachs an Seinsverbundenheit in der Liebe« (131). Aber dann gleitet der Akzent doch wieder auf einen aktiven Tod. Was Hengstenberg intendiert, spricht ein Satz deutlich aus: »im Sterben vorbildhaft das Zusammenwirken von Gnade und Verdienst« (98). Aber solche Darstellung ist wohl nur möglich, wenn in das »Scheitern aller Zeitlichkeit« (97) auch die beiden obigen Linien mit hineingenommen werden, daß so die Einfachheit der Tiefe der christlichen Tradition auferstehe. Die »Nachfolge Christi« von Thomas von Kempen ist auch heute noch (und gerade) das untrügliche Richtmaß (*de meditatione mortis*: I, 23).

E. Przywara S. J.

Logik der Tatsachen. Vom geschichtlichen Wesen der Schöpfung. Von Karl Buchheim. kl. 8^o (265 S.) Leipzig 1937, Hegner. Geb. M 6.50

Das fesselnd geschriebene Buch ist eine Gegenüberstellung von Aristoteles und Leibniz in ihrer Bedeutung für die Metaphysik und die natürliche Gotteslehre. Der erstere wird gekennzeichnet durch die Aufstellung des Widerspruchsgesetzes. Daß Aristoteles bei diesem Prinzip stehen blieb, ist in seiner Metaphysik begründet, die nur einen ersten »unbewegten« Bewegten, eine unbewegte Seele, ungeschaffene Formen kannte und das individuelle Sein mit seinem geschichtlichen Werden trotz der Anregungen eines Heraklit aus dem Bereich der wissenschaftlichen Forschung verbannte. So führt von dieser Welt der Formen und Dinge kein Weg zu einem Schöpfer, kommt der Mensch der göttlichen Tätigkeit am nächsten durch die Theoria, durch das Sich-Verkennen in die Welt des Gedankens.

Leibniz ist gleichsam zum »christlichen« Philosophen geworden durch die Hinzufügung eines zweiten Prinzips, des Satzes vom zureichenden Grund. Durch diese Großtat hat er prinzipiell die Metaphysik vor der Mathematisierung und Moralisierung gerettet, hat eine »Logik der Tatsachen« angebahnt, der seine Nachfolger leider nicht treu geblieben sind. Im Gegensatz zum antiken Philosophen stellt er das Individuum, d. h. die Monade, in den Vordergrund der Betrachtung, durch den Satz vom Grund wird alles Geschehen so-

wohl des einzelnen wie der Gesamt-schöpfung zu einer Geschichte. Das Geschehen gleicht »dem Fluß einer sinnvollen Rede, die dem Quell eines lebendigen Geistes entspringt. Die wirkliche Logik des Geschehens schafft der Logos Gottes, und die Geschichtserkenntnis gleicht dem Ohr, dem der Sinn seiner 'Worte' vernehmbar wird« (82). Weil das Wort Gottes schöpferisch ist, wird der Mensch nicht schon gott-ähnlich durch die bloße Kontemplation, sondern durch die Tat. Und weil der Satz vom Grund auch nach dem »Warum« der Dinge fragt, so steigt der denkende Geist notwendig zum Ursprung aller Dinge auf, zum Schöpfergott. Selbst in die dunklen Geheimnisse des Bösen und der Gnadenwahl bringt das neue logische Prinzip in seiner metaphysischen Ausdeutung irgendwie Licht. So hofft der Verfasser: »Gestützt auf die Logik der Tatsachen, kann die Metaphysik wieder werden, was sie bei Aristoteles war: Basis der Wissenschaft und gleichzeitig Gotteserkenntnis, d. h. natürliche Theologie« (251).

Buchheim scheint sich die Ansichten des großen Denkers aus dem 17. Jahrhundert weitgehend zu eigen zu machen. Gerade deshalb vermißt man es etwas, daß trotz der eingehenden Ausführungen über die Freiheit bei Gott und dem Menschen nicht aufgezeigt wird, wie die durchgängige Anwendung des Satzes vom Grund sich mit der Wahlfreiheit Gottes und des Menschen vereinigen läßt. Ebenso dürfte die gewaltige Vorarbeit der Hochscholastik trotz ihres noch geringen Verständnisses für das »Geschichte werden« in der Grundlegung einer »Logik der Tatsachen« nicht so einfach hinübergegangen werden. Doch sollen diese wenigen kritischen Bemerkungen den Wert des Buches nicht beeinträchtigen, das in seinen scharfsinnigen Analysen den heutigen Irrationalismus vor die Schranken fordert.

M. Raft S. J.

Ärztliches Weltbild

Das ärztliche Weltbild. (Eine Genealogie.) Zwei Vorträge von Prof. Dr. med. H. F. Hoffmann. 8^o (60 S.) Stuttgart 1937, F. Enke. Geb. M 4.-

Die ärztliche Literatur wird immer zahlreicher, die über die Fülle empirischer Einzelkenntnisse hinaus zu einer geschlossenen medizinischen Weltanschauung vordringen will, einem Weltbild, das nicht bloß dem denkerischen Bedürfnis des Arztes Genüge

tut, sondern auch eine gesicherte Grundlage für sein ethisches Handeln bilden kann. Beides will die vorliegende Schrift leisten. Inhalt und Absicht des Buches ist kurz angegeben: die Begründung eines ärztlichen Berufsethos aus biologischer Weltanschauung. Hoffmanns Vorträge sind ein sprechendes Dokument für die gewaltige Wandlung, die in den letzten Jahrzehnten in der medizinischen Wissenschaft vor sich gegangen ist. An die Stelle der alten materialistischen Dogmen ist wieder der Glaube an ein Etwas getreten, was mehr ist als Stoff und Maschine. Das Naturgeschehen erscheint wieder sinnvoll und teleologisch. Der menschliche Wille ist wieder frei. Es gilt nicht mehr bloß die Summe, sondern die Ganzheit. Hoffmann anerkennt nicht nur das Recht metaphysischer Fragestellung innerhalb der Naturwissenschaft, er wagt sich sogar selbst an solche Probleme heran. So sehr er auch betont, nicht Philosoph zu sein, so ist er es in der Tat doch. Freilich sehen wir uns aus Hoffmanns glücklichen Ansätzen oft genug in reiner Befolgung der exakten naturwissenschaftlichen Methoden zu ganz entgegengesetzten Schlussfolgerungen genötigt, als sie der Verfasser zieht. Wenn schließlich doch wieder Natur alles ist und es nichts gibt, was außerhalb der Natur wäre oder gar ein Recht hätte, über der Natur zu sein (7), wenn ferner Gott und die Welt doch wiederum eins sind (8) und sich im Diesseits allein unsere Ewigkeit erfüllt (29), dann wird eine solche Weltanschauung, ob sie will oder nicht, im Monismus enden müssen, dem idealistischen oder dem materialistischen. Damit wird aber auch der vom Verfasser so nachdrücklich verfochtene dualistische Standpunkt selbst wieder zunichte gemacht.

Hoffmanns ärztliches Ethos gründet auf den beiden schöpferischen Prinzipien der Entwicklung alles Lebens: der Differenziertheit und Zentralisation. Die phylogenetische Tendenz, die auf immer größere Verfeinerung des Organismus abzielt, wird auf der ethischen Ebene zur Forderung möglichster Differenzierung der Einzelpersonlichkeit. Das Gesetz von der Zentralisation, d. i. von der straffen Zusammenfassung und Vereinheitlichung der Teile des Organismus zur geschlossenen Formganzheit, begründet die ethische Verpflichtung zu einer ebenso starken Bindung der differenzierten Einzelpersonlichkeit an die Forderungen der überpersönlichen Volks- oder Staatsgemeinschaft. So sehr wir auch der Grund-